

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 50 (1942)

Heft: 7

Artikel: Jacob Burckhardt schreibt um die Jahrhundertwende

Autor: Burckhardt, Jacob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-545907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jacob Burckhardt schreibt um die Jahrhundertwende:

In einer Zeit:

da der täuschende Friede jener dreissig Jahre, in welchem wir aufwuchsen, längst gründlich dahin ist und eine Reihe neuer Kriege im Anzug zu sein scheint,

da die grössten Kulturvölker in ihren politischen Formen schwanken oder in Uebergängen begriffen sind,

da mit der Verbreitung der Bildung und des Verkehrs auch die des Leidensbewusstseins und der Ungeduld sichtlich und rasch zunimmt,

da die sozialen Einrichtungen durchgängig durch Bewegungen der Erde beunruhigt werden,

würde es ein wunderbares Schauspiel, freilich aber nicht für zeitgenössische, irdische Wesen, sein, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen, der über all diesen Erscheinungen schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut. Wer hievon eine Ahnung hätte, würde des Glückes und Unglückes völlig vergessen und in lauter Sehnsucht nach dieser Erkenntnis dahinleben.

(Weltgeschichtliche Betrachtungen.)

Am 8. September 1798 erschien die erste Nummer des «Helvetischen Volksblattes». Am 9. September wurde Stans unter grauenvollen Kämpfen von den ob grossen Verlusten erbitterten, dezimierten Truppen der Franzosen eingenommen. Tod und Brand wüteten in den Gassen, Gärten und Häusern des Fleckens. Von Aarau aus konnte man über den Waldbergen am Himmel die ferne, schreckliche Feuerröte des unglücklichen Stans sehen.

Pfarrer Rahn erzählt, er habe an diesem traurigen Abend Pestalozzi begegnet, der mit wirren Haaren jammernd und verzweifelt durch die Strassen gerannt sei. Vergeblich habe er ihn aufzuhalten und zu trösten versucht.

Drei Tage nach dem furchtbaren Bluttag im Lande der Eidgenossen fährt Pestalozzi von Luzern hinüber nach dem Unglücksorte Stans. Dort herrscht jetzt Stille. Soldaten beerdigen die Toten, da und dort stehen Kinder herum, deren Väter oder Mütter in die Erde geschaufelt werden.

Auch Rengger, der helvetische Minister, besuchte Stans. Auf seine Anregung und auf den Wunsch Pfarrer Busingers beschliesst das Direktorium, die Waisen von Stans zu sammeln. Die Leitung des Hilfswerkes soll Heinrich Pestalozzi übernehmen. Jener Bürger Pestalozzi, der so viel von seinen Erziehungsplänen gesprochen und von dem Rengger weiss, dass «der Jugend zu dienen ihm zur wahren Leidenschaft geworden ist». Heinrich Pestalozzi, dessen Name den Klang der Güte hat.

Erst im Dezember wird der Beschluss gefasst. Pestalozzi, den die Not der Waisen und Armen unerträglich brennt, wird die Zeit der Arbeit am «Helvetischen Volksblatt» lang.

Denn jetzt wird er endlich beweisen können, dass er bei denen, die seiner Liebe und Hilfe bedürfen, das Grosse leisten wird, das schon jahrzehntelang vor seinen Augen steht.

In Stans wird ein Flügel des Frauenklosters den Waisen zur Wohnung bestimmt. Die Regierung lässt auch grosszügig Pläne für Innenausbau und sehr bedeutende Erweiterung ausarbeiten. Dem Leiter Pestalozzi stellt sie die Mittel, ohne zu kargen, zur Verfügung.

Endlich, anfangs 1799, kann Pestalozzi die ersten Kinder aufnehmen. Es ist zwar erst eine Stube beziehbar, und noch sind dieser Raum und die Gänge voll Kalkstaub der Maurer. Es mangelt überall das Nötigste, vor allem an Betten. Viele Kinder müssen nachts auswärts gebracht werden. Wie stecken die Kinder tief im Elend des Leibes! Schmutz und Geschwüre bedecken die Armen, Ungeziefer quält die Verwahrlosten. Die Not hat die einen frech, die andern scheu gemacht. Bald muss Pestalozzi erkennen, dass selbst die Not Unterschiede des einstigen Standes nicht aufgehoben hat. In Verachtung sondern sich die Kinder ehemals wohlhabender Familien von denen, die schon immer arm gewesen sind.

Pestalozzi ist von morgen früh bis in die tiefe Nacht tätig. Er legt sich ein Namensverzeichnis an, das auch Gesundheitszustand, Anlagen, Bildung und Umstände der Kinder aufführt. Die Kinder hat er gleich nach ihren Schulkenntnissen gefragt. Dass keine da sind, plagt ihn nicht sehr: «Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indessen gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte; den Kräften der menschlichen Natur, die Gott auch in die ärmsten und vernachlässigsten Kinder legte, vertrauend, hatte mich nicht nur frühere Erfahrung längst belehrt, dass diese Natur mitten im Schlamm der Rohheit, der Verwilderung und der Zerrüttung die herrlichsten Anlagen und Fähigkeiten entfaltet, sondern ich sah auch bei meinen Kindern, mitten in ihrer Roheit, diese lebendige Naturkraft allent-

halbem hervorbrechen. Ich wusste, wie sehr die Not und die Bedürfnisse des Lebens selbst dazu beitragen, die wesentlichsten Verhältnisse der Dinge dem Menschen anschaulich zu machen.»

Beglückt sieht Pestalozzi die Kinder hineinwachsen in das neue Leben. Es ist nicht etwa Selbsttäuschung. Auch die Besucher sind erstaunt über das, was da in wenigen Wochen vollbracht wurde. «Bürger Pestalozzi arbeitet rastlos, man traut seinen Augen und Ohren kaum, wenn man sieht und hört, wie weit er es in einer so kurzen Zeitfrist gebracht hat,» urteilt Businger.

Eines bekümmerte die Männer: Pestalozzi arbeitet ohne sichtbaren Plan. Dazu bürdet er sich alle Last allein auf. Er will keinen Gehilfen einstellen. Freilich reicht der Raum kaum für die Kinder. Denn es sind ihrer nun gegen achtzig!

Dieser Schar ist Pestalozzi alles. Er ist ihnen Vater, Mutter, Lehrer, Arzt und Helfer selbst in den kleinsten Dingen. Mit einer Haushälterin besorgt er, was die grosse Familie verlangt. Keine Mühe wird ihm zu beschwerlich; wie sollte sie es sein, hat er doch endlich, von jeder Sorge der Geldbeschaffung befreit, wieder eine Stube voll Kinder!

Jetzt ist er wieder in eine grosse Familie gestellt, ist ihr Vater, der all die ihm anvertrauten Kinder «zu Geschwistern machen, das Haus in den einfachen Geist einer grossen Haushaltung zusammenschmelzen muss».

Diese Stanser Wochen sind es, die für Mit- und Nachwelt das Wort vom «Vater Pestalozzi» schufen.

«Dass mein Herz an meinen Kindern hange, dass ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend, in jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen Lippen ahnen.» Und «ich hatte nur die Vaterkraft meines Herzens», schreibt Pestalozzi an Gessner.

Ille meurent! . . .

Comprenez-vous ce que cela veut dire!

A l'heure même où vous parcourez ces lignes, confortablement installée dans une chambre qui, malgré les restrictions, ne manque de rien, après avoir mangé à votre faim, fumé peut-être un bon cigare, à cette heure, dis-je, maintenant, lisez bien: maintenant, des milliers d'enfants, faits pour les chauds baisers et les caresses d'une maman souriante, meurent seuls, les joues creuses, les yeux hagards, les vêtements en lambeaux, meurent vraiment, au sens précis et terrible du terme, c'est-à-dire cessent de vivre, s'affalent sur la chaussée, se tordent quelques instants dans les affres de l'agonie, tombent pour toujours, et leurs petits corps glacés, dévêtus de leurs loques — on emploiera celles-ci pour d'autres — seront jetés sur des chars qui les emporteront à la fosse commune ou au four crématoire. Ils meurent de faim, ils meurent de froid, ils meurent d'épouvante, ils meurent d'abandon . . .

Nous nous réjouissons d'être «épargnés»; nous nous frottons les mains d'être restés «en dehors de la tourmente»; nous trouvons cela tout naturel. Nous hébergeons pendant quelques semaines quelques centaines d'enfants; nous envoyons des paquets, nous faisons des recherches, nous transmettons des nouvelles. C'est très bien sans doute: nous séchons ainsi des larmes, nous consolons des cœurs. Il y a chez nous des dévouements exemplaires, parfois cachés, toujours admirables, auxquels il est juste de rendre hommage. Mais cela suffit-il? La masse fait-elle son devoir?

Qu'est-ce que la besogne charitable que nous faisons, à côté de celle qu'il faudrait accomplir? Ce n'est pas une élite qui devrait venir en aide à ces millions de malheureux, c'est tout notre peuple, au moins tous ceux d'entre nous qui ne sont pas absolument pauvres eux-mêmes. C'est la masse qu'il faut soulever, dans un élan irrésistible et grandiose de générosité. Une organisation centrale de secours se forme actuellement, à laquelle tous pourront et devront collaborer, pour réaliser quelque chose de vraiment grand, tel que les circonstances l'exigent. Il n'y a pas des centaines d'enfants à sauver, mais des dizaines de milliers. Pas de coterie, pas de considération d'amour-propre, pas de dispersion de forces. Les œuvres particulières, les petits groupes n'ont leur raison d'être que s'ils se joignent au centre pour former un seul bloc. Tous les confédérés, sans exception, doivent travailler ensemble; on ne discute pas sur la politique ou la religion, quand des millions d'enfants meurent de faim.

Des indications plus précises seront données très prochainement. Dès aujourd'hui, qu'on se prépare à ouvrir son cœur et sa bourse. Plus que jamais, c'est le moment de montrer que nous sommes chrétiens et que, pour nous, la charité n'est pas un vain mot. Notre bon peuple pense aux petits oiseaux qui ne trouvent plus, dans la neige, ce dont ils ont besoin; il saura se priver de quelque chose — car, tant que nous ne nous serons pas privés, nous n'aurons pas fait notre devoir — pour arracher à la mort des millions d'enfants qu'on peut sauver.

Marius Besson,

Evêque de Lausanne, Genève et Fribourg.